



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 1.

Montag, 3. Januar

1927.

Die Jagd nach der Braut.

(23. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirakauer.

Wohl schoß es Bob durchs Hirn, daß jemand, der lebendige Menschen aus ihren Betten raubte, nicht be-
rufen war, sich über eine vermeintliche Schnittmuster-
entwendung allzu sehr zu entrüsten. Doch er gab diesem
aufrührerischen Gedanken keine Worte. Er suchte zu be-
sänftigen. „Das ist ja nun gleichgültig, Elinor —“

„Was ist das? Das ist dir gleichgültig, daß sie mich
hier zum Affen macht! Du bist ja schön in sie verliebt!
Das soll gleichgültig sein, wenn ich auf dem Maskenball,
auf den ich mich so gefreut habe, als das Ebenbild dieser
— dieser —“ „Sie ist Sängerin in der Alhambra.“

„Du bist ja vortrefflich informiert! Richtig, du warst
ja in ihrer Garderobe!“

„Nur, weil ich glaubte, sie wäre du.“

„So? Ja! Ja eine Bänkelsängerin? Ja! Und
als deren Ebenbild mußt ich nun hier herumlaufen. Ja!“

Wieder drängte sich Bob ein unbotmäßiger Gedanke
auf. Es schien ihm, daß eine Dame, die von Entführung
und Erpressung lebte, gesellschaftlich nicht allzu hoch
über einer recht bedeutenden Künstlerin des bunten Brettl-
stehe. Doch auch diesem Einfall verlieh er keine Worte.

„Es ist die Schuld deiner Schneiderin“, wandte er ein.
„Doch —“

„Meiner Schneiderin?! Hat sie dir das aufgebun-
den? Das sieht dieser Sirene ähnlich. Sie scheint dich
ja weidlich mit ihrem Sing-Sang betört zu haben.
Meiner Schneiderin! Großartig! Sie hat bei meiner
Schneiderin das fertige Kostüm gesehen, hat es heimlich
abgezeichnet und sich bei ihrer Schneiderin — ihrer —
bitte — ihrer! — mein Kleid nachmachen lassen. So
ist es. Und das nennst du moralisch, wie? Das scheint
dir gesellig zulässig? Mir kannst du lange Predigten
halten. Aber ihren Lebenswandel findest du herrlich
und vorbildlich. Natürlich. Und dabei — sie in diesem
Kostüm! Sie glaubt wohl, Ludwig der Fünfte ist
blind oder geistes schwach gewesen! Denn wie er sonst
auf den Gedanken hätte verfallen sollen, diese Person
— ausgerechnet diese Person — zu seiner Maitresse en
titre zu wählen, ist nicht recht ersichtlich!“

Bob hatte keine Möglichkeit erspäht, ihren erbitter-
ten Redestrom zu dämmen. Als sie jetzt erschöpft inne-
hielt, benutzte er die Atempause zu der Bemerkung:
„Elinor, das sind doch Lappalien. Wir —“

„Lap —?!“

„Lappalien. Wir haben heute abend Wichtigeres mit-
einander zu besprechen.“

„So?“ fragte sie sanfter.

„Ja, Elinor. Ich war außer mir, als ich heimkam
und du entflohen warst.“

„Glaubst du, die Gesellschaft des alten Brummkärs
war besonders amüsant?“

„Ich fürchtete, dich auf immer verloren zu haben.“

„Und darum hast du dich rasch anderweitig ein-
gedeckt.“

„Elinor! Ich war fassungslos über deine Flucht.
Wenn ich dich verlieren würde —“

„Wäre dir das so schmerzhaft?“ fragte sie kokett. Er
sah es durch die bergende Maske hindurch.

„Sehr“, gestand er leise.

„Und deine Braut? Und diese Sängerin?! Ach,
geh, du bist ein gewohnheitsmäßiger Frauenverführer.“

Sie schritten in dem Gang, der sich langsam leerte,
auf und nieder.

„Ich weiß“, nickte er, „der Schein ist gegen mich.
Aber —“ da ging der Bandit an ihnen vorbei und
figierte Robert dreist und drohend.

„Wer ist das?“ fragte er in einer ungestümen
Wallung der Eifersucht.

„Ein Bekannter.“

„Das ist nicht wahr. Er gehört zu deiner Bande.“

„Vielleicht.“

„Du liebst ihn!“

„Sei nicht so indiscret.“

„Ja, ich weiß alles. Seinetwegen bist du von zu
Hause fortgelaufen.“

„Kann sein.“

„Seinetwegen beharrst du in diesem entsetzlichen Ver-
brecherdunstkreis.“

„Dir bleibt auch nichts verborgen.“

„Elinor, ich flehe dich an! Spotte nicht! Leg diesen
Hohn ab, der mich wahnsinnig macht. Du mußt zur
Vernunft kommen. Du mußt heraus aus diesem Sumpf.
Siehst du denn nicht, daß du darin zugrunde gehst?!
Daß du nur durch ein Wunder bisher dem Zuchthause
entronnen bist?“

„Unsere Gerissenheit ist unser Wunder.“

„Kann sein. Aber einmal — sei doch vernünftig!
Löse dich von diesem Menschen. Ich will dir helfen. Ich
will dich unterstützen. Ich will —“

„Und deine Braut?!“

„Was hat das mit meiner Braut zu schaffen? Ich
werde doch wohl auch als verlobter Mann einen Men-
schen vor dem sicheren Verderben retten können.“

„Bräute haben bisweilen über solche selbstlosen
Taten ihre eigenen Anschauungen.“

„Meine Braut sicher nicht! Sie ist ein verständiges
Mädchen. Und wenn nicht —“

Da kam der Bandit den Korridor zurück, gerade auf
die Wandelnden zu.

„Geh jetzt“, flüsterte sie, „wir müssen vorsichtig sein.
Wenn John Verdacht schöpft — da unten am Ende des
Ganges — blick nicht hin — ist ein Garion — trifft mich
dort in zehn Minuten.“

Sie grüßte, harmlos nickend, und gesellte sich zu John.
Beide wandten sich dem Saale zu. Doch ehe er in der
Tür verschwand, warf der große Bursche einen Blick durch
die Augenlöcher seines Bistors auf Robert Brook, der
ihm nichts Gutes verkündete.

Doch Liebe gibt Mut. Bob war bereit, es mit diesem
ganzen Saale voller Halunken aufzunehmen. Zu
Elinors Rettung war ihm kein Wagnis zu kühn. Was
konnte er dabei mehr verlieren als sein Leben! Dieses
Opfer war ihm Elinors Befreiung aus den Fesseln
ihrer Schmach wert.

Mit zur Schau getragener Langeweile schlenderte er
den Gang hinunter, der Gartentpforte zu. Da fiel ihm

Zuana ein. Zuana! Was scherte ihn Zuana, wenn es um Elinors Erlösung ging! Mochte sie vor Arger plagen! Mochte sie sich einen anderen Ritter suchen! Er hatte wichtigere Pflichten. Er hatte sehr wohl durch allen Spott und Hohn Elinors herausgehört, daß seine Worte nicht spurlos an ihr abglitten, daß sie bewegt war, daß sie weich wurde. Schon daß sie ihm das Stelldichein im Garten gewährte, bezeugte ihre beginnende Wandlung.

Im Grunde sah Bob vor sich keinen klaren Weg aus dem Gestrüpp. Sein Wort schien ihm nicht mehr ganz so unantastbar wie vor vierundzwanzig Stunden. Doch die Vernunft in ihm war durch die Ereignisse dieses Tages noch nicht verschüttet. Er wußte, Elinor retten, bedeutete nicht geringe Ausgaben. Ihr den Erwerb, diesen grausigen Erwerb nehmen, hieß, ihr eine andere Lebensmöglichkeit geben. Frauen, alle Frauen, kosten Geld. Das wußte er. Und nun gar erst gerettete Frauen.

Er war in den Garten getreten. Mild brannten an einem violetten Frühlingshimmel die Sterne. Es duftete nach Flieder. Gedämpft klang aus dem Saale die Musik. Er durchmaß die kleine, grüne Anlage, die hinten eine hohe Steinmauer abschloß.

Wenn er von der Verlobung zurücktrat, verlor er ganz natürlich die Million. Denn dann war Ronald seines Versprechens ledig. Dann konnte er ehrenhalber das Geld ihres Vaters nicht mehr nehmen. Dann war er also bankrott. Hatte kaum für sich zu leben. Wie sollte er dann Elinor über Wasser halten? Über Wasser halten! Sie war — das hatte ihm dieser Tag gezeigt — an ein Leben des Luxus gewöhnt. Nein, die Verlobung konnte er nicht aufgeben. Er mußte verzichten. Er durfte nicht an sich denken. Opfern mußte er seine Liebe zu Elinor und ihrer Errettung aus den Krallen der Schuld. Er mußte sie fortzuschaffen aus New York — weit weg — vielleicht nach Europa — das mußte er — und wenn es noch so unerträglich war — er mußte —

Da schob der Reifrost sich durch die erleuchtete Tür. Er eilte auf das Mädchen zu, zog es in das grüne Dunkel des Gartens. Und plötzlich lag es an seiner Brust.

„Endlich — endlich“, stammelte sie und klammerte sich an seinen Körper.

Da vergaß er alles, Verlobung, Vernunft, die Million, alles. Er fühlte nur sie, nur seine Liebe, nur seine Leidenschaft.

„Du — du —“, flüsterte er an ihrem duftenden Nacken.

„Liebst du mich — wirklich nur mich?“

„Es war ein klangloses Atmen an seiner Brust.“

„Nur dich — nur dich!“

„Und immer — immer wirst du mich lieben?“

„Immer — immer!“

„Hast du alle Bedenken überwunden —? Du hattest Bedenken — ich weiß —“

„Alle.“

„Da bog sie sich von ihm zurück, rief hingegeben: „Küsse mich!“ riß die Maske vom Gesicht und umschlang ihn ekstatisch.“

Es war gut, daß sie ihm mit ihren Lippen den Mund verschloß und den Schrei seines Entsetzens ersticke. Er hielt Florence Ronald in seinen Armen.

Fortsetzung folgt.

Leben.

Schwankend das Bild und stets aus sich erneut,
Vom Gestern wechselnd und gewiß im Heut,
Ein Atemzug und Augenblicks verweht.
Was nachher ist, wer weiß und wer versteht
Den Sinn im Spiel der wirbelvollen Zeit,
Eräudet, was im Morgen liegt bereit?
Das gleiche Schicksal währt geschlechterlang,
Im gleichen Wandel Auf- und Niedergang:
Ein Hauch, Ein Rauch. Ein Tönen und Verwehn.
Ein ahnendes Sich-Fassen und Vergehn.
Das Leben hat doch an sich selbst genug,
Ist's nur ein Augenblick, ein Atemzug.

Heinrich Heis.

Gedenktage im Januar.

- 1847: Gaeber Graf von der Asseburg, Generalleutnant, Begründer des Deutschen Städtions, geb. — 1877: Viktoria, Königin von Großbritannien und Irland, wird Kaiserin von Indien.
- 1777: Der Bildbauer Christian Daniel Rauch in Arolsen geb. — 1837: Der Musiker M. A. Balakireff in Nischni-Novgorod geb.
- 1752: Der Geschichtsschreiber Johannes v. Müller in Schaffhausen geb.
- 1852: Die Schriftstellerin Mite Kremnik, geb. Marie v. Bardeleben, in Greifswald geb. — 1922: Der Sprachforscher Berthold Delbrück in Jena gest.
- 1477: Karl der Kühne, Herzog von Burgund, bei Nancy gefallen. — 1852: Gabriel Ferry de Bellemare geb. — 1857: Der Geschichtsforscher Albert Schwegler gest. — 1867: Der Landschaftsmaler und Radierer Otto Ubbelohde in Marburg a. d. L. geb.
- 5./9. 1917: Winterschlacht an der Aa.
- 1827: Charlotte v. Stein in Weimar gest. — 1867: Der Dichter Karl Adam Kallenbrunner in Wien gest.
12. 1922: Konferenz von Cannes.
- 1902: Der Dichter und Sagenforscher Wilhelm v. Herß in München gest.
- 1867: Wilhelm Stölze, Begründer eines stenographischen Systems, in Berlin gest.
- 1852: Der protestantische Theologe Friedrich Spitta in Wittingen geb.
- 1837: Der englische Klaviervirtuose und Komponist John Field in Mostau gest. — Der französische Porträt- und Historienmaler François Pascal Gérard in Paris gest. — 1847: Karoline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld, Schwägerin Schillers, in Jena gest. — 1852: Constantin Fehrenbach, Reichskanzler a. D., M. d. R. (Zentr.), in Wellendingen, Amt Bonndorf, geb.
- 1852: Jof. Jacques Césaire Joffre, Marshall von Frankreich, in Rivesaltes (Dep. Ostpyrenäen) geb.
- 1802: Der Bühnendichter Eduard v. Bauernfeld in Wien geb. — 1917: Der Opernsänger (Tenor) Albert Niemann in Berlin gest.
- 1852: Der Schriftsteller August Sturm, Sohn des Dichters Julius Sturm, geb. — 1867: Der französische Maler Jean Auguste Dominique Ingres in Paris gest.
- 1827: Der Schriftsteller Heinrich Ludwig Robert Giese in Marienburg geb. — 1877: Alexander Graham Bell sucht in Amerika das Patent für sein sprechendes Telephon, das erste mit einer Metallplatte als Membrane, nach. — 1887: Der Schriftsteller Willy Seidel in Braunschweig geb. — Sebastian Ziani de Ferranti in London erhält das britische Patent auf das elektrische Schmelzverfahren von Stahl.
- 1922: Der Polarforscher Ernest Henry Shackleton gest.
- 1827: Der preussische General Gustav Hermann von Alvensleben in Rathenow geb. — 1857: Der Komponist und Musikschriftsteller Wilhelm Rienzl in Rathenkirchen (Ob.-Österreich) geb. — 1867: Werner Siemens läßt durch den Physiker Heinrich Gustav Magnus die Theorie der von ihm 1866 erfundenen „dynamo-elektrischen Maschine“ der Berliner Akademie der Wissenschaften vortragen.
- 1827: Der Schriftsteller Karl Marquard Sauer in Mainz geb. — 1857: Der preussische General Otto von Below in Danzig geb. — 1877: Der Schriftsteller Karl Hans Strobl in Jolau geb.
- 1527: Jakob van Hoogstraten, päpstlicher Inquisitor, in Köln gest. — 1867: Der Dichter Ludwig Thoma in Oberammergau geb. — 1877: Die Kunsthistorikerin Fräulein Mela Escherich (Wiesbaden) in München geb. — 1887: Der Schriftsteller Willy Speyer in Berlin geb. — 1902: Der Bühnen- und Filmschriftsteller Gerbard Schäpe in Düsseldorf geb. — Der Schriftsteller Ernst Widert in Berlin gest. — 1917: Der dänische Schriftsteller Jakob Knudsen in Kopenhagen gest.
- 1852: Präsident Bonaparte (Napoleon III.) stiftet die Militärmedaille (Frankreich). — 1867: Die Dichterin Auguste Supper in Pforzheim geb. — 1877: Hjalmar Schacht, Reichsbankpräsident, in Linglest (Schleswig) geb. — 1887: Karl Esmarch (Karl v. Alsen) gest. — 1907: Der Schriftsteller und Theologe Adolf Schmittbenner in Heidelberg gest. — 1922: Papst Benedikt XV. in Rom gest.
- 1897: Die Schriftstellerin und Malerin Hermine von Preußchen in Rom gest. — 1917: Deutsch-englisches Seegefecht in den Hoofden. — 1922: Der Dirigent Artur Nikisch in Leipzig gest.
- 23./3. Februar 1917: Winterschlacht an der Aa.

24. 1867: Der Schriftsteller Franz Böttger in Berlin geb. — Der Dichter und Schriftsteller Ernst Zahn in Zürich geb.
25. 1877: Kaiser Heinrich IV. in Canossa vor Papst Gregor VII.
28. 1857: Der Geograph und Schriftsteller Christ. Jensen in Marienborg geb. — 1902: Andrew Carnegie stiftet das Carnegie-Institut in Washington „zur Förderung der Forschung und zur Untersuchung und Entdeckung auf allen Gebieten zum Wohl des Fortschritts der Menschheit“.
29. 1922: Anerkennung der Souveränität Ägyptens durch Großbritannien.
30. 1777: Der Dichter Just. Friedrich Wilhelm Zachariae in Braunschweig gest. — 1827: Der Maler und Weltreisende Wilhelm Heine in Dresden geb. — 1867: Der Schriftsteller Wolf, Graf v. Baudissin (Pseudonym Günther v. Rosenbagen und Frhr. v. Schlicht) in Schleswig geb. — 1902: Abschluß des englisch-japanischen Schutz- und Trutzbündnisses. — 1907: Der Schriftsteller Friedrich August Müller in Wien gest.
31. 1802: Nils Ericsson, Schöpfer und Chef des schwedischen Eisenbahnwesens, geb.

Das lebzelte Herz, der Punsch und das Hausbrot.

Von Hedda Wagner.

Auf dem Silvestertisch war es ganz still. . . Die heiteren Gäste waren endlich doch zur Ruhe gegangen, nachdem sie den Jahreswechsel zur Mitternachtsstunde abgewartet hatten und nachdem sie sich satt und müde gegessen, getrunken und — gelacht hatten. Und die eckbaren Reste der Silvesterfeier bildeten ein stummes und etwas trüb-festiges Stilleben.

Auf dem gläsernen Tafelaufsatz lag ein lebzeltes Herz, das einzige von einer ganzen Gruppe von Brüdern, das übrig geblieben war; man sah ihm die Sympertrophie der Vornehmheit an — so dick und gebläht war es, und über und über mit rofigen Glasurlinien überzogen. Es war ein durchaus aristokratisches Lebzeltenherz.

Neben ihm, ganz bescheiden an den Rand gedrückt, lag eine schöne, hellbraune Schnitt Hausbrot, wie sie am Beginn des Mahles zu Butter und Braten serviert worden war — irgend eine achtsame Hand, nach Lederbissen zu greifen gewohnt, hatte die Brotschnitte in vorgerückter Stunde auf den Glasaufsatz zum Herzen gelegt, und das Brot, das schon ein bißchen dürr und altbacken geworden war, weil es sich mit Recht zurückgesetzt fühlte, rückte noch bescheidener an den Rand des Aufsatzes.

Gleich daneben aber stand eine grün-goldig irisierende Glaskhale, die ein paarmal im Verlaufe des Abends in die Küche getragen worden war, um mit duftendem Punsch gefüllt, zurückzubringen. Aber die letzte Füllung hatten die Zecher doch nicht mehr bewältigen können — und so mußte das Gefäß seinen Inhalt und seine gewiß tief sinnigen Gedanken bei sich behalten.

Das Lebzeltenherz war sehr eitel; es versuchte sich in der Oberfläche des Punsch zu spiegeln. „Geh' mir aus dem Wege!“ sagte es sehr von oben herab zum Brot. „Du gehörst überhaupt nicht hierher. Hier hat man Kultur aufzuweisen. Auf Glas liegen und sich im Punsch spiegeln — das kann nicht ein jeder!“

Das Brot dachte, daß das keine Kunst sei, und daß man deswegen nicht süßer schmeide; aber es schwieg still, weil es keinen Streit anfangen wollte, und wie es in seiner Zurückhaltung zu bestärken, raschelten ein paar übriggebliebene Nüsse warnend dazu, und ein halbangebissener Apfel drehte sich stöhnend auf die andere Seite.

„Geh' weg!“ sagte noch einmal das Lebzeltenherz, und blähte sich vor Anmaßung derart auf, daß an seiner Spitze eine ganze Zacke von Glasur wegsprang. „Was hast du hier zu suchen in deiner Dürre? Morgen wird man dich in die Küche tragen, Bröseln aus dir machen — und ganz gewöhnliche Erdäpfelkräpfeln mit dir panieren; ich aber werde sorgfältig aufbewahrt und bewundert werden — ich bin eben etwas ganz Feines, zu schön und zu süß zum Aufessen! Und darum muß ich Platz haben — denn Adel verpflichtet!“

Und mit diesen Worten schupfte sich das Lebzeltenherz derartig herum, daß die Brotschnitte, die sich ohnehin schon auf den äußersten Rand gelegt hatte, kopfüber auf das zum Glück weiche Tischuch hinunterpurzelte. Da lag es nun — und machte sich weiter keine Gedanken mehr.

Das Lebzeltenherz fing nun an, mit dem Punsch zu kokettieren. „Schönheit und Geist gehören zusammen“, seufzte es schmachend. „Wir müssen einander nähertreten — Plaisir! Da lag es in der Punschbowle. Es hatte sich

allzuweit vorgewagt — und nun zappelte es ganz kläglich auf der Oberfläche, aus der sie alle bösen Geisterchen des Alkohols hohnlachten. Aber nicht lange — dann ersoff das hochmütige Lebzeltenherz kläglich, weichte sich auf — und wurde am frühen Morgen mit dem abgestandenen Punschrest ausgeschüttet.

Nur die Nüsse klapperten noch ein ganz klein bißchen, als es hell geworden war. Und das hieß: „Hochmut kommt vor dem Fall.“

Das bescheidene Hausbrot aber wurde sorgfältig gesammelt und erquidete am Neujahrsmorgen die anmutigen Vögel des Gartens. Seine Bescheidenheit kam zu hohen Ehren; denn die Menschen wußten recht gut, daß man wohl ohne lebzelte Herzen und Punsch, nicht aber ohne Brot leben kann. Und sie wurden kräftig und gesund davon.

Zufall.

Von Friedrich Ejenlohr.

Man stand von der Tafel auf und begann sich in die Ecken des Herrenzimmers zu Vögeln, Zigarren und Votiv zu verteilen. Das Diner hatte allen Erwartungen entsprochen, das bestätigten der Gesichtsausdruck und die Haltung eines jeden der zehn Herren im Smoking, die in angeregter Unterhaltung den Anweisungen des Hausherrn folgten.

Dieser, Ende der Vierzig, grau und torpulent, ein Lächeln befriedigter Eitelkeit über dem breiten Gesicht, ging von einem zum andern und sammelte die Anerkennung und Bewunderung seiner Gäste für die eben fertiggestellte, prunkvolle, ein wenig überladene Einrichtung seiner neuen Wohnung, die sein ganz besonderer Stolz war. Er war erst in den letzten Jahren zu seinem hervorragenden Platz in der Geschäftswelt emporgestiegen. Sein Reichtum war jüngsten Datums und zeigte ebenso wie die Wohnung mit Einschluß ihres Besitzers unverkennbaren snobistischen Einschlag. Ihm selbst war dies bewußt, und so hatte er großen Wert darauf gelegt, daß sich unter diesen zehn ersten Gästen seines Hauses auch einige Namen von Klang aus der Kunstwelt befanden neben Größen der Börse und der Industrie.

Darum schob sich neben auch der dicke Beermann, Kunsthändler von europäischem Ruf, Mäzen und Sammler, am Gastgeber vorbei zum Votivisch, wo er sich schnaufend und aufgeregt niederließ. Mit seiner Leidenschaft für den französischen Impressionismus hielt er noch die für das Votivspiel gleichen Schritt. Darum hatte er auch bei Tisch sich gegenüber ein paar Votiventhusiasten vorgelassen. . . Schon sah er und faltete die Karten auseinander, während ein Diener einen Champagnerkühler neben seinen Stuhl schob. Aber der Hausherr hatte noch etwas Besonderes in Vorbereitung. Er entfernte sich rasch und kehrte mit einem Kästchen aus getriebenen Silber zurück. Daraus entnahm er eine funkelnde Goldmünze, und hielt sie triumphierend in die Höhe. Man trat näher, und er erläuterte:

„Ein besonderer Zufall spielte mir heute dieses außerordentliche Stück in die Hände. . . Meine Herren, Sie kennen meine Liebhaberei für Goldmünzen. Ich wußte schon seit längerer Zeit von dieser Münze, einem Fünftmarktstück, einem Probegeld aus reinem Gold, das der König von . . . (eines süddeutschen Staates) in den siebziger Jahren für sich persönlich hat herstellen lassen mit seinem Bildnis und Wappen. Es existieren überhaupt nur zwei Exemplare dieser Prägung, von denen das eine hier heute vormittag mir angeboten wurde. Das zweite ist wahrscheinlich verloren gegangen. Sie können sich denken, daß ich mit beiden Händen zugriff. . . 45 000 Mark sind ja eine Lapalie für ein solches Stück! . . . Ich hätte ohne Besinnen das Doppelte gegeben!“

Einer der Gäste, ein Herr mit einem hageren scharfen Vogelgesicht, erblickte und drängte näher. Er war der erste, der nach der Münze griff, um sie genau zu betrachten. Der Gastgeber reichte sie ihm und sprach mit erhobener Stimme weiter. . . Das Stück ging von Hand zu Hand und fand die ihm gebührende Schätzung, während am Spieltisch die ersten Kämpfe entbrannten. Gerade der dicke Beermann aber war es, auf den es der Hausherr mit diesem Paradestück abgesehen hatte, da jener als Sachverständiger und Liebhaber für Münzen bekannt war. Als er damit auf Beermann zutrat, hob dieser gerade seine Karten auf und entdeckte drei Asse darin. Deshalb hörte er gar nicht auf diese lebhaftige Ansprache, sondern wartete gespannt auf die Eröffnung des Spiels, und machte sofort einen sehr hohen Einsatz. In diesem Augenblick trat der Diener zum Hausherrn und rief ihn ab. Dieser folgte ihm, da er wußte, daß Beermann jetzt taub und blind für alles ander war . . . und die Münze blieb neben Beermanns Platz unbeachtet auf dem Spieltisch liegen.

Beermann kaufte zwei Karten und fand das vierte As darunter. Mit großer freudiger Gebärde ging er bis an die

Außerste Grenze des Einfaches und zog die gewonnenen Scheine an sich unter Gelächter und Reichenreden seiner Partner. Der Hausherr kam zurück, mußte sich Beermanns Sieg erzählen lassen und suchte vergeblich auf dem Spieltisch nach seiner kostbaren Münze, dem Clou seiner Sammlung! Sein Erschrecken, seine Erregung sprang auf seine Gäste über. Das Spiel wurde abgebrochen. Man drängte sich heran... ließ sich zum zehnten Male den Vorgang haarklein erzählen... Man schob Tische und Stühle beiseite, hob Teppiche und Kissen auf... vergeblich... die Münze blieb verschwunden. Eine peinliche Verlegenheit breitete sich aus. Man schwieg... kombinierte... erwartete, wollte nicht glauben. Die servierenden Diener wurden aufs Genaueste verhört. Noch einmal wurde das ganze Zimmer bis in die Ecken durchsucht, woran alle Gäste sich beteiligten. Respektlos... Der Hausherr wuschte sich den Schweiß von der Stirn und starrte ratlos in eine Ecke. Die Situation wurde immer unangenehmer, unhaltbarer... Ein allgemeiner Arawohn machte sich fühlbar... Irgend etwas Entscheidendes mußte geschehen. Der dicke Beermann trat in die Mitte und sagte, indem er seiner Stimme mit Anstrengung einen humoristischen Klang zu geben versuchte:

„Ich fühle mich gewissermaßen schuldig an diesem ganz unerklärlichen und unangenehmen Zwischenfall... O meine gesegneten vier Äffel! Um aber jeden zukünftigen Mißverständnissen und irgend welchen peinlichen Empfindungen vorzubeugen, mache ich den Vorschlag, wir alle, so wie wir hier sind, lassen auch bei uns selbst einmal nachsuchen... Ich bin überzeugt, daß keiner von uns diesen Vorschlag falsch auffassen wird, sondern daß er nur zu unserer eigenen gegenseitigen Veruhigung gemacht wird. Das sind wir unserem liebenswürdigen Wirt und uns selber schuldig.“

Man lachte, ein wenig gezwungen, ein wenig befreit, man erklärte sich einverstanden, und einer nach dem anderen trat mit dem Hausherrn in den Erker und unterzog sich einer freiwilligen Leibesvisitation. Die Münze blieb verschwunden... Zuletzt kam die Reihe an den Herrn mit dem blauen Vogelgeßicht. Und zur allgemeinen Verblüffung, zur peinlichsten Überraschung aller weigerte sich dieser ziemlich erregt, sich zu einer derartig lächerlichen und überflüssigen Komödie herzugeben. Alles zog sich von ihm zurück... man beriet flüsternd. Niemand sprach zwar seinen immer dichter werdenden Verdacht aus, — der Herr war als großzügiger und erfolgreicher Geschäftsmann bekannt und beliebt, — aber es zog eine Wolke von Bitterkeit und fast Feindschaft durchs Zimmer, und legte sich um seine bagerne einsame Gestalt.

Schon war man im Begriff, ein letztesmal mit unzuverlässigen Vorstellungen in ihn zu dringen, als einer der Diener hereinstürzte und dem Hausherrn mit vor Freude und Erregung zitternden Händen die vermiste Münze überreichte. Er hatte sie in der Serviette um den Hals der Champagnerflasche gefunden, die neben dem Poterisch gestanden hatte, wo sie sich wahrscheinlich durch eine heftige Geste Beermanns vom Spieltisch gehoben, im Fall verfangen hatte. Alles atmete auf... Der Gastgeber strahlte, man wibelte und wünschte ihm Glück... bis man sich wieder des Herrn mit dem Vogelgeßicht erinnerte, der noch immer allein vor dem Fenster stand, und dessen Züge jetzt leicht gerötet waren. Der Hausherr ging auf ihn zu, alles drängte nach, und man fragte verwundert, warum er sich eigentlich geweigert habe, jene doch mehr humoristische Leibesuntersuchung an sich vornehmen zu lassen. Da griff dieser in die Tasche und sagte lächelnd:

„Ich bin der glückliche Besitzer des zweiten Exemplares dieser Münze, die ich heute mit der Absicht zu mir steckte, sie unserem gütigen Gastgeber für seine Sammlung anzubieten. Ich sehe aber, daß ich leider zu spät kam!“

Damit zog er die in Seide gewickelte Münze hervor, und zeigte sie den überraschten Gästen.

Man sagt, daß Beermann dieses zweite Exemplar noch am selben Abend gekauft hat.

Reise u. Verkehr

Ausflüge mit der Reichsbahn. (Das Ergebnis der Wochenendausflüge 1926.) Durch die Einrichtung der Sonntags- und Wochenendausflüge, die seit einigen Jahren besteht, hat die Deutsche Reichsbahn die Möglichkeit geschaffen, mit geringem Kostenaufwand landschaftlich hervorragende Gebiete und berühmte Kulturstätten kennen zu lernen. Insbesondere ist die Absicht der Reichsbahn, für diese Züge solche entfernteren Verkehrsziele zu wählen, die mit Sonntagsrückfahrkarten nicht erreicht werden können. Die Einrichtung findet beim Publikum wachsenden Anklang, das beweist die Tatsache, daß in der Zeit von Mai bis September 1926 nach einer sechsen fertigestellten Statistik

aller Reichsbahndirektionen insgesamt 504 derartige Sonderzüge durchweg mit einer Fahrpreisermäßigung von 33 1/2 Prozent gefahren wurden. Diese Zahl bedeutet eine Erhöhung um 10 Prozent der 1925 erreichten Gesamtabzahl aller gefahrenen Sonderzüge (1925: 460 Sonderzüge). Rund 337 000 Personen sind insgesamt 1926 mit diesen Sonderzügen befördert worden und haben dadurch Teile ihrer Heimat kennen gelernt, die ihnen meist bisher fremd waren. Interessant erscheint, daß von den 504 Zügen 55 Wochenendausflüge bzw. Züge von mehrtägiger Fahrtdauer waren, während die verbleibenden 449 Züge reine Sonntagsausflüge darstellten. Die Erfahrung hat gezeigt, daß gerade in Gegenden mit geringerer Bevölkerungsdichte und mit weniger großen Städten die Wochenendausflüge bzw. Sonntagsausflüge im Durchschnitt die beste Besetzung aufzuweisen hatten, zum Teil sind sogar Züge mit mehr als 900 Teilnehmern befördert worden. Die Reichsbahn-Hauptverwaltung erkennt an, daß es der Umsicht und Geschicklichkeit einzelner Reichsbahndirektionen durch die Werbetätigkeit für diese Sonderzüge gelungen ist, besondere Erfolge zu erzielen. Die Reichsbahn wird auch weiterhin bestrebt sein, in Hinsicht auf die kulturelle und sozial- und nationalpolitische Bedeutung dieser Wochenendausflüge ihren Kunden eine möglichst bequeme Reise mit diesen Zügen zu ermöglichen. Als anstrengende Fahrten sollen tunlichst vermieden werden, dabei werden aber weiterhin mehrtägige genuehreiche Fahrten den Ausflüglern ermöglicht werden. Auf preiswerte Unterkunft und Verpflegung soll besonderer Wert gelegt werden. Auch ist die Reichsbahn bestrebt, für möglichst Abwechslung im Programm der Fahrt zu sorgen, damit nicht einmal angelegte Züge wegen ungenügender Besetzung abgefragt werden müssen.

Hygiene und Heilkunde

Wie lange soll der Mensch schlafen? Der Mensch ist zwar im großen und ganzen, dank den vielen genannten Segnungen der Zivilisation, von dem natürlichen Verhalten der Tiere weit abgekommen, und er hat es u. a. auch gut gelernt, den vom Standpunkt des gesunden Instinkts den natürlichen Stand der Dinge umzukehren und den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage zu machen. Aber so viel ist dem Menschen mit dem Tier doch gemein geblieben, daß er in der Regel in der Winterszeit schlafbedürftiger ist wie im Sommer und besonders morgens, da der Tag gar nicht mehr anbrechen will, nur schwer aus dem Bette findet. So kommt es, daß er jetzt um die Winterszeit, wenn die Frage aufgeworfen wird, wie lange der Mensch nun eigentlich vernünftigerweise schlafen sollte, recht willig solchen Propheten das Ohr leiht, die da sagen, daß eine recht lange Schlafzeit von Segen und Frommen sei, während er im Sommer schon eher geneigt ist, sich mit einer kürzeren Bettstundenzahl zu begnügen. Nun, es ist in diesem Falle, wie übrigens auch sonst nicht selten im Leben, dem Menschen glücklicherweise vergönnt, sich unter den vielen Ausprüchen, die über diese Angelegenheit gefällt worden sind, diejenige auszuwählen, die seinem Geschmack und vielleicht auch seinem zeitweiligen, von der Jahreszeit bedingten Bedürfnissen entspricht; denn diese gehen zum Teil recht weit auseinander. Man denke nur etwa an das Sprichwort: „Wer lange leben will, der schlafe nicht viel“, das die einfache arithmetische Rechnung darstellt, daß doch jede Stunde, die der Mensch verschläft, dem bewussten Dasein, also dem eigentlichen Leben, geraubt erscheint. Und daneben an die andere Überlegung, daß die wirklichen Verhältnisse sich eben doch nicht in so einfache Rechnung auflösen lassen, daß vielmehr eine ausreichende Zahl von Stunden zu einer allgemeinen vernünftigen Lebensführung gehört, die erst eine gute Gesundheit und damit ein langes Leben sichert. Auch wenn man die mehr konkreten Vorschläge über die richtige Schlafzeit betrachtet, stößt man auf erhebliche Unterschiede. Die Bescheidensten wollen sich mit sechs Stunden für sich und für ihre Mitmenschen, denen sie wohlwollen, begnügen. Aber auch die Sieben-Stundennacht, die Acht-Stundennacht fanden gleichermaßen begeisterte Anhänger. Das neueste aber ist der Vorschlag eines Engländer, der vor der britischen Medizinischen Gesellschaft äußerte, daß acht und neun Stunden Schlaf für einen arbeitenden Menschen zu wenig seien, er vielmehr gut daran täte, zehn Stunden sich Ruhe im Schlafe zu gönnen. Früher ist einmal als Regel aufgestellt worden: „Acht Stunden für den Mann, neun Stunden für die Frau und zehn Stunden für den Narren.“ Der Redner schlug aber vor, die Reihe umzukehren, d. h. den Mann an das andere Ende zu setzen und ihm also zehn Stunden Schlaf zuzubilligen. Dies müßte nun aber freilich auch den begeisterten Vorschlägern genügen.